

Frauen schreiben über das Leben

Anthologie

Verlag Stelling

**Zusammengestellt und Herausgegeben von:
Dorothea Stelling**

**Gedruckt auf baumfreiem Zuckerrohrpapier
in Handarbeit gebunden**

Copyright der Originalausgabe © 2025
by Verlag Stelling, Dalkendorf

Alle Rechte vorbehalten.

Die Urheberrechte der einzelnen Beiträge liegen bei den
jeweiligen Autorinnen.

Kein Teil dieses Buches darf ohne ausdrückliche schriftliche
Genehmigung des Verlags oder der jeweiligen Autorinnen re-
produziert, verbreitet, gespeichert oder in irgendeiner Form ver-
arbeitet werden – weder elektronisch, mechanisch, durch Foto-
kopien, Aufzeichnungen noch durch andere Verfahren.

ISBN 978-3-69088-008-4

Buchdesign: Verlag Stelling

Druck: in Deutschland

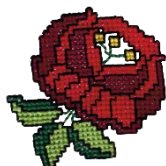
www.verlag-stelling.de

Frauen schreiben über das Leben

Anthologie
Jahrgang 1

Dorothea Stelling (Hrsg.)

Verlag Stelling



Hinweis zu sensiblen Inhalten

Dieses Buch versammelt Geschichten von Frauen, die ehrlich und mutig über ihr Leben schreiben. Manche Beiträge thematisieren belastende Erfahrungen wie Schwangerschaftsverlust, psychische Erkrankungen, familiäre Konflikte, Gewalt oder Alkoholmissbrauch.

Wir möchten dich, liebe Leser*in, darauf hinweisen, dass einzelne Texte intensive emotionale Reaktionen auslösen können. Bitte nimm dir Raum, Pausen – oder überspringe einen Beitrag, wenn er dich zu sehr belastet.

Vorwort der Herausgeberin

Liebe Leser*innen, dieses Buch ist etwas ganz Besonderes. Das sage ich nicht nur, weil es mein Baby ist – so wie Eltern immer denken, ihr Kind sei das perfekte. Dieses Buch ist wirklich besonders.

Um das zu erklären, muss ich ein bisschen ausholen.

Als mein Partner und ich beschlossen, einen Verlag zu gründen, war eine besondere Idee geboren. Die Idee von Freiheit, Unabhängigkeit und der puren Lust und Leidenschaft für Geschichten – und für das Weitererzählen dieser.

Wir wollten nicht einfach irgendwas verlegen. Wir wollten das verlegen, was sonst vielleicht untergeht. Wir wollten den Autor*innen endlich ihre verdiente Identität schenken – das sein zu dürfen, was sie längst sind.

Der Psychotherapeut und Schriftsteller Irvin D. Yalom sagte, dass echte Begegnungen und Veränderungen jederzeit möglich sind. Und dass das größte Geschenk, das du einem anderen Menschen machen kannst, dein eigenes Glück ist.

Diese Gedanken fühlen wir – jeden Tag mehr.
Und wir sind dankbar, das tun zu dürfen, wofür wir hier sind.

In der Gründungszeit fragte ich mich oft, wie ich Autor*innen finden kann, wie ich sie erreichen kann – wie ich zeigen kann, dass es uns gibt.

Da stieß ich auf die Idee, bei epubli diesen Schreibwettbewerb zu veröffentlichen.

Sagen wir so: Der Gedanke für das Thema war ein Impuls. Tief aus einer Intuition entstanden. Kein langes, kopflastiges Zerdenken ...

Das Thema „*Frauen schreiben über das Leben*“ war da – präsent und stark – und wollte in die Welt gebrüllt werden.

Nun, wie ihr seht: Ich tat es.

Und die Resonanz war – und ist – bewegend. Pulsierende Energie. Als ob genau auf dieses Thema gewartet wurde.

Über 600 Frauen reichten ihre Geschichten ein – und ich möchte an dieser Stelle sagen: Jede wäre es wert gewesen, in die Welt getragen zu werden.

Doch – wie das Leben eben ist – Segen und Fluch zugleich, sind wir gefangen in Begrenzungen. Zumindest in dem, was wir umsetzen können.

Liebe Leser*innen – das, was du hier in den Händen hältst, ist die Auswahl aus all diesen Geschichten:

Erschütternde, berührende, witzige, eklige, gruselige, romantische ...

Eine Auswahl, die auf verschiedenen Kriterien beruht.

An alle, die teilgenommen haben: Ich danke euch. Es war mir eine Ehre, von euch zu lesen. Macht weiter so!

Es kommt im Leben nicht darauf an, welche Ausbildung, welches Studium wir absolviert haben – viel wichtiger ist, dass wir authentisch sein können.

Dass wir uns selbst entdecken. Und finden, was für uns richtig ist.

Gerade als Frauen ist das nicht immer einfach. In starren Rollenbildern, in Erwartungen – seien sie von außen oder die eigenen – sind wir oft gefangen.

Dieses Buch sprengt Ketten. Es zeigt, wer wir sind.

Viele schlaflose Nächte und eine Menge Emotionen, Trigger und Tränen stecken in dieser Anthologie.

Ich habe das Projekt oft verflucht – und gleichzeitig bin ich hin und weg.

Ich liebe alle eure Geschichten – auch die, die mir einiges abverlangt haben.

Das Leben ist zu kurz, um nicht zu schreiben, was man denkt. Zu kurz, um nicht zu teilen, was man fühlt. Zu kurz, um sich von Abers und Selbstzweifeln davon abhalten zu lassen, sich zu zeigen.

Zu zeigen, wer man ist.

Jeder von uns ist, so wie er hier ist, richtig.

Liebe Leser*innen, liebe Autor*innen – ich danke euch für eure Aufmerksamkeit und wünsche euch viele berührende Momente während dieser Aufführung.

Nun denn – Vorhang auf für die Bühne des Lebens:

Frauen schreiben über das Leben.

In Liebe
Dorothea Stelling

Inhalt

Offene und geschlossene Türen	11
(K)eine Brieffreundschaft	17
Kippen	26
Nie	30
Auf einem Stein im Weltall	37
Massakrierte Maskerade	44
Die Jacke	48
Wie kann man das Unvorstellbare überwinden?	53
Die Flügel eines Kolibris	59
Untertöne	67
Manchmal unsichtbar	76
nicht erinnert.	87
Neun Stufen	96
Die Nähmaschine	100
Ein Nachmittagstee am Teufelstor 6	111
Ich habe Ihr Buch	120
Muttertieralltag	126
Gute Luft	143
Feuerwerk	156

Maria, hol den Chianti	158
Ich bin genug	165
Wie, du bist Autistin?	170
Die Frage aller Fragen	174
Das palindromische Datum und die Hoffnung auf einen reziproken Geburtstag	180
Etwas fehlt	188
Langhaarmädchen	197
Der Bus zum Tanz	202
Die müde Gesellschaft	206
Rose will reden oder diesseits von Gut und Böse	211
Strandgut	249
Das neue Wort	254
Packen für den Urlaub	261
Ein kleiner Schnitt	266
Frau Elsa trinkt	270
Dazwischen - zwischen Da und dir	279
Die besten Wünsche	287

Offene und geschlossene Türen

von Petra Rodewald

Die Tür fliegt auf. Denn hier im Haus fliegen die Türen. Sie fliegen auf und sie fliegen zu. Sie krachen auf und sie krachen zu. Sie öffnen sich nicht, und noch seltener schließen sie sich wieder. Nicht von allein. Wenn ich die Türen zu haben möchte, muss ich sie selber schließen, obwohl ich schon vor dem Öffnen einer Tür rufe „Tür zu“. Aber ich denke, dass die Mitbewohner dieses Hauses, sowie die Nichtbewohner, die Extras, die die kommen, ohne eingeladen zu sein, die man aber nicht einfach wieder wegschicken kann, wenn sie schonmal da sind, glauben, dass „Tür zu“ eine Zauberformel ist. Dass die Worte nicht ihnen gelten, sondern dass, wenn sie ausgesprochen werden, dazu führen, dass die Tür wie von Geisterhand von alleine zugeht. Aber heute ist alles anders. Es ist mir egal, ob die Tür zugeht, ich bin einfach nur heilfroh, als sie aufgeht. Wenn der Mitbewohner unversehrt zur Tür reinkommt und mir damit versichert, dass es ihm gut geht.

„Mama! Hast du es schon gehört? Hast du gehört, was heute passiert ist?“ Noch vom Flur her

ruft er, und schon stürmt er kopfüber mitsamt Matscheschuhen zu mir ins Wohnzimmer. Aber auch das ist mir heute schnuppe. „Ja, aber erzähl. Ich war ja nicht da.“ War ich nicht, nur fast. Ich war schon auf dem Weg, hätte das Telefonat mit meiner Freundin mich nicht abgehalten. „Wir mussten im Klassenzimmer bleiben, zwei Stunden lang. Auch in der Pause. Die ganze Schule wurde abgeriegelt.“ „Hattest du Angst?“ „Jaaa, und Matti auch, aber nicht so doll wie Elias. Der ist wild fuchtelnd durchs Klassenzimmer geflattert und hat gerufen -wir werden alle sterben-. Und wir haben gerufen, er solle still sein.“ „War er?“ „Nein.“ „Und dann?“ „Wir durften nicht raus, aber als der Lehrer kurz draußen war, hat Elsa an der Tür gelauscht.“ „Und?“ „Hat aber nix gehört.“ „Ok, und dann?“ „Ich wollte nach Hause, vielleicht durch den Lüftungsschacht kriechen.“ „Bitte, wenn so etwas passiert, hör auf den Lehrer und hau‘ nicht durch Lüftungsschächte ab, wir müssen doch wissen, wo du bist.“ „Nja, ich hatte ja eh‘ keinen Plan vom Schacht, und dann hätt‘ ich mich womöglich da drinnen verlaufen. Verkrochen.“ „Kluger Junge.“ „Und er hatte eine Luftpistole und da waren Drohen und Polizei und vor der Bibliothek neben der

Schule haben sie ihn dann verhaftet.“ „Du weißt, er wollte nichts von euch Kindern, es geschah nur zufällig neben der Schule, und die Polizei hat euch verboten raus zu gehen damit euch nicht aus Versehen etwas passiert?“ „Jaja, weiß ich doch jetzt. Wusste ich aber am Anfang nicht.“ Erst jetzt beruhigt er sich, schießt seine Winterstiefel in den Flur. Sie fliegen, genau wie die Türen hier, fliegen auch die Stiefel, krachen an die Wand. Nie unter die Heizung am Rande des Flurs. Sie treffen die Wand, krachend, dann landen sie mitten im Flur.

Wie froh ich heute darüber bin, über seine krachenden Stiefel, über den Krach. Dass ER hier rum kracht, dass er da ist. Dass er noch da ist um hier rum krachen zu können. Als das Telefon heute Morgen klingelte, wusste man nur -Schule abgeriegelt, drei Polizeiwagen, Polizei in Einsatzrüstung, keiner darf die Schule verlassen-. Als meine Freundin, die in der Schule arbeitet, mich zurückrief, war ich schon zur Tür raus. Auf dem Weg mein Kind aus der Gefahr zu holen, wenn notwendig, würde ich mich zu ihm durchboxen, was auch immer da los wahr. Sollte ich etwas zum Zuhauen mitnehmen? Einen Besen? Bratpfanne? Kann

man da durchschießen? Kann man damit Kugeln abwehren? Ah, ich habs! 1.64 m und ein paar Pfunde zu viel, und vom Staubsaugen heute Morgen noch immer schwindelig, schwer bewaffnet mit einem Kinder Baseballschläger, das Mutter Ego kennt keine Grenzen, wenn sie ihr Fleisch und Blut in Gefahr wägt.

Es sei keine akute Gefahr, sagte sie, nur eine Sicherheitsmaßnahme. Es sei kein Amokläufer in der Schule, sondern irgendwas geschähe außerhalb, etwas das nichts mit der Schule zu tun hätte. Da käme jetzt keiner in die Schule rein, die sei automatisch abgeriegelt worden. Die Polizeidrohnen flögen zwischen Schule und unserer Wohnsiedlung. Da erst schaltete sich mein Gehirn ein. Ok, ich lasse den Baseballschläger sinken, ja, ich geh' wieder rein und schließ' die Tür ab. Nein, gut, stimmt, man weiß ja nie. Gut, wir reden nachher weiter. Als das Adrenalin schließlich aufhörte in meiner Blutbahn zu rumoren, sank ich leer auf dem Sofa zusammen. Die Polizei schrieb online, dass der Verdächtige gefasst sei, dass keine Gefahr mehr bestand für Leib und Leben. Gefahr für Leib und Leben in einem noch nicht mal 3000 Seelen Dorf. Danach wartete ich nur noch darauf,

dass endlich die Tür auffliegen möge, oder aufkragen, lass sie sperrangelweit auf, egal. Und schieß' die dreckigen Stiefel an die Wand, das ist gut so. Heute mecker' ich nicht. Heute bleiben alle Türen offen und kein Matsch wird von der Wand gewischt. Denn dann weiß ich, dass alles in Ordnung ist.

„Hatten die anderen Kinder auch Angst?“ „Matti und ich hatten, glaube ich, am meisten Angst, aber nur am Anfang. Matti wollte den Weg nach der Schule nicht allein nach Hause laufen. Du weißt, wo die Drohnen flogen. Da ist er mit mir zusammen gegangen.“ „Hast du immer noch Angst?“ „Nee, ich hatte ja auch gar keine Angst, sag' ich doch, nur am Anfang. Am meisten Angst hatte ich eigentlich davor, vielleicht länger in der Schule bleiben zu müssen.“

Petra Rodewald wurde als Kind einer norwegischen Mutter und eines deutschen Vaters in Bremen geboren. Vor über 30 Jahren zog sie nach Norwegen und lebt mittlerweile seit über 10 Jahren in Kainuu, Finnland. Ein ausgeprägtes Interesse am Lesen sowie am Erzählen von Geschichten hatte sie schon immer, wollte schon als Kind Meeresbiologin oder Schriftstellerin werden. Zusammen mit ihrer Freundin hatte sie sogar eine eigene Zeitung. Doch zunächst schrieb sie nur als Hobby, während sie ihre beiden Kinder aufzog, Meeresbiologie studierte und in Evolutionärer Ökologie promovierte. In der Forschung steht man mit beiden Beinen in der Realität. Der Wunsch, als Schriftstellerin tätig zu sein, blieb über die Jahre bestehen. Als die Realität zu real wurde, ihre Schränke und Schubladen überquollen von vollgeschriebenen Notizbüchern, und die Geschichten begannen sich zu verselbständigen, und ihr nachts ins Ohr flüsterten: „es ist an der Zeit“, widmete sie sich vollständig dem Schreiben. Anfangs auf Norwegisch und Englisch, doch mittlerweile auch wieder auf Deutsch.

(K)eine Brieffreundschaft

von Katharina Wojan

Es roch nach süßen Backwaren mit weißem Zuckerguss. Meistens hatte der Zuckerguss einen zitronigen Beigeschmack. Es konnte aber auch vorkommen, dass der Zuckerguss nach dem schmeckte, was in der Küche wenige Stunden zuvor von meiner Oma zubereitet wurde. Meistens schmeckte er nach Hackfleisch. So richtig schmackhaft waren die Plätzchen dadurch nicht, auch wenn Omas Plätzchen eigentlich gut sein müssen. Das gehörte sich schließlich so für großmütterliche Backwaren. Ich tat deshalb stets so, als wären sie ein kulinarisches Erlebnis für mich. Während ich Omas Plätzchen aß, saß ich in ihrer engen Wohnung und ließ mich von halblauten Seifenopern berieseln, die die Geräuschkulisse für unsere Gespräche bildeten. Dann war da Anastasias Brief. Anastasia war meine Fast-Brieffreundin, die weder Deutsch sprechen, geschweige denn schreiben konnte. Sie sprach nur Russisch und Französisch, weshalb Oma Ira mir ihren Brief vorlesen musste. Auch wenn mein Russisch in Ordnung war, habe ich Schreiben nicht

mehr richtig in der Schule gelernt, weshalb ich auf Omas Hilfe angewiesen war. Der fettig-süßliche Geruch ihrer beigen Wohnung und ihr sorgloser Blick beim Vortragen des Briefes sind Teil meiner ewigen Erinnerungen an sie.

Anastasia war adoptiert, zumindest Halbwaise, mindestens aus schwierigen Verhältnissen. Umstände, die mit sorgenvollen Blicken quittiert wurden, wenn Erwachsene über sie sprachen. Wieso sie überhaupt bei diesem Urlaub in Südfrankreich dabei war, habe ich bis heute nicht verstanden. Mich hat ihre Herkunft nicht interessiert und schwierige oder erschütternde Verhältnisse bedürfen keines Mitleids, sondern einer unbekümmerten Gleichgültigkeit. Ich fand mich in meiner jugendlichen Ignoranz fair, wenn ich Menschen, die anders waren als ich, so behandelte. Anastasia hatte hellblonde, leicht rötliche Haare, die ihr das Aussehen einer Meerjungfrau verliehen. Sie war wie die auf meiner abgenutzten Disneykassette thronende Prinzessin des Meeres, welche in unserem billigen Spahnpressplattenregal stand. Fettige Fingerabdrücke spiegelten sich auf der Kassette.

Meine Mutter zeigte dieses Stirnrunzeln, als ich

sie bat, mit Anastasia spazieren zu gehen. Es war die Mimik einer Frau, die gelernt hat, ihre Unzufriedenheit durch die Position zweier behaarter Striche im Gesicht mitzuteilen. Diese formten ein klares „Nein“. Also versuchte ich sie mit einem welpenhaftem Nölen zu überzeugen: „Och Maaaam!“. Ich nannte sie *Mam* nicht Mama. Manche würden an das englische *Mom* denken, wenn sie es hören könnten, vielleicht an eine amerikanische Familie, hoffte ich. Die Bedeutung eines solchen phonetischen Details hätte kein Mensch zu dem Glauben verführt, es mit einer amerikanischen Familie zu tun zu haben. Das sich selten zu einem Lächeln herablassende Gesicht meiner Mutter entspricht wohl kaum der Vorstellung der amerikanischen Kleinstadtfamilie. Ihr Gesicht war ein schreiendes Klischee slawischer Ungerührtheit. Man nehme jeden Bösewicht der amerikanischen Hollywoodfilme während des kalten Krieges, setze ihm eine Perücke auf und schon hätte man meine Mutter. Geheiminformationen der Sowjetunion hätte man aus diesem Gesicht nicht herauslocken können. Eine westlich-weibliche Angewohnheit hingegen war, dass meine Mutter ungern deutlich nein sagte. Das schickte sich schließlich nicht für eine

Frau. So ist mir schon früh aufgefallen, dass Frauen beigebracht wird, sich so wenig wie möglich über ihre eigenen Gefühle zu äußern. Andererseits wird ihnen die Schuld gegeben, wenn sie sich nicht deutlich genug wehren, wenn sie in eine brenzlige Lage geraten.

Meine Mutter verpackte ihr Nein meist in skeptische Fragen, die mich dazu bringen sollten, selbst zu erkennen, wie irrsinnig meine Idee sei. „Hast du keine Angst, dich zu verirren, wenn ihr spazieren geht?“, fragte sie fast freundschaftlich.

Eine echte Diskussion war unnötig, also tönte ich als Erwiderung nur ein weiteres „*Maam*.“ in der Hoffnung mit meiner Tonlage das Tor zu ihrer Güte zu öffnen. Die Striche in ihrem Gesicht lockerten sich. Erleichtert zog ich los.

Anastasias Haar duftete und strahlte wie süßlicher Honig in der französischen Sonne. Ich lief mit geringem Abstand in pinken FlipFlops neben ihr her. Ihre Augen waren stechend blau und ihre blasse, noch von Makeln unberührt gebliebene Haut glänzte von der Sonnencreme, die sie in regelmäßigen Abständen einmassierte. Über meinen gekrümmten Rücken fielen einzelne Strähnen aschblonden Haares. Die Sonne kam mir vor wie